

Katharina Anna Fuchs

Emotionserkennung und Empathie

Eine multimethodale psychologische
Studie am Beispiel von Psychopathie
und sozialer Ängstlichkeit



Springer VS

Emotionserkennung und Empathie

Katharina Anna Fuchs

Emotionserkennung und Empathie

Eine multimethodale psychologische
Studie am Beispiel von Psychopathie
und sozialer Ängstlichkeit

Katharina Anna Fuchs
Päpstliche Universität Gregoriana
Rom, Italien

Dissertation Universität Eichstätt-Ingolstadt, 2013

ISBN 978-3-658-05395-6

ISBN 978-3-658-05396-3 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-05396-3

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2014

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.
www.springer-vs.de

Gewidmet Helmut und Elfriede Fuchs

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung und Überblick	19
2	Theoretischer Hintergrund	23
2.1	Emotionen	23
2.1.1	Beschreibung und Entwicklung des Konstrukts „Emotion“	24
2.1.2	Emotionstheorien und Emotionsmodelle	28
2.1.3	Emotionale Kompetenz	36
2.1.4	Das Konzept der Emotionalen Intelligenz	38
2.1.5	Geschlecht und emotionales Erleben	40
2.1.6	Emotionserkennung	41
2.2	Empathie – ein mehrdimensionales Konstrukt	44
2.2.1	Entwicklung des Konzeptes der Empathie	44
2.2.2	Abgrenzungen zu anderen Begrifflichkeiten	51
2.2.3	Diskutierte Einflussgrößen	55
2.2.4	Die Operationalisierung der Empathie	57
2.2.5	Der Zusammenhang zwischen Empathie und Emotionserkennung	58
2.3	Psychopathie	59
2.3.1	Historische Entwicklung des Konzeptes Psychopathie	59
2.3.2	Psychopathie – ein mehrdimensionales Konstrukt	61
2.3.3	Erklärungsmodelle der Psychopathie	62
2.3.4	Empathie und Psychopathie	65

2.3.5	Emotionserkennung bei psychopathischen Menschen	67
2.4	Soziale Ängstlichkeit	70
2.4.1	Soziale Ängste – vielfältige und weit verbreitete Persönlichkeitseigenschaften.....	70
2.4.2	Beschreibung des Störungsbildes der sozialen Phobie.....	72
2.4.3	Theorien und Erklärungsmodelle der sozialen Phobie	75
2.4.4	Die Auswirkungen sozialer Ängstlichkeit auf die Emotionserkennung.....	83
2.4.5	Soziale Ängstlichkeit und Empathie	85
2.5	Die Beziehung der beiden Persönlichkeitsmerkmale zueinander und Formulierung von Forschungsdesideraten	86
3	Methoden	91
3.1	Allgemeine Aspekte der Durchführung und Auswertung.....	91
3.1.1	Die Einrichtungen	92
3.1.2	Untersuchte Variablen.....	95
3.1.3	Analyse der Daten und Untersuchungsqualität.....	97
4	Empirische Untersuchungen	99
4.1	Studie 1: Psychopathie und soziale Ängstlichkeit: Zwei Seiten einer Medaille?	99
4.1.1	Theoretischer Hintergrund	99
4.1.2	Hypothesen.....	104
4.1.3	Die Stichprobe.....	105
4.1.4	Die Messinstrumente.....	105
4.1.5	Durchführung	106
4.1.6	Ergebnisse	107

4.1.7	Diskussion	113
4.2	Studie 2: Emotionale Defizite und Empathiefähigkeit bei psychopathischen Menschen – ein Mangel an „emotionaler Musik“	117
4.2.1	Theoretischer Hintergrund	117
4.2.2	Hypothesen.....	120
4.2.3	Die Stichprobe.....	120
4.2.4	Die Messinstrumente.....	122
4.2.5	Durchführung	124
4.2.6	Ergebnisse	124
4.2.7	Diskussion	139
4.3	Emotionsrekognition und Empathiefähigkeit bei sozial ängstlichen Menschen – Das Resultat eines Defekts im affektiven System?.....	144
4.3.1	Theoretischer Hintergrund	144
4.3.2	Hypothesen.....	147
4.3.3	Die Stichprobe.....	148
4.3.4	Die Messinstrumente.....	151
4.3.5	Durchführung	152
4.3.6	Ergebnisse	153
4.3.7	Diskussion	163
5	Abschließender Vergleich der beiden Persönlichkeitskonstrukte Psychopathie und soziale Ängstlichkeit im Hinblick auf die Emotionserkennung und Empathiefähigkeit.....	169
5.1	Ergebnisse.....	169
5.2	Abschließende Diskussion des Vergleiches.....	176

6	Zusammenfassung und Ausblick	179
6.1	Zusammenfassung	179
6.2	Ausblick	184
7	Literaturverzeichnis	189
Anhang A:	Verzeichnis der Tabellen der Zusammenhags- und Vergleichsanalysen	215
Anhang B:	Verzeichnis der Anschreiben und Frage- und Antwortbögen	259

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Mittelwerte und Standardabweichungen des SPAI und PPI-R über die Gesamtstichprobe und die männlichen und weiblichen Teilstichproben.....	107
Tabelle 2:	Bivariate Korrelationen (Pearson) zwischen dem Gesamtwert des SPAI und dem Gesamtwert des PPI-R sowie dem Faktor Furchtlose Dominanz und einigen Subskalen.....	108
Tabelle 3:	Schrittweise multiple Regression: Vorhersage des Kriteriums Soziale Ängstlichkeit durch die Prädiktoren Furchtlose Dominanz, Furchtlosigkeit, Unaufrichtige Beantwortung und Machiavellistischer Egoismus.....	109
Tabelle 4:	Bivariate Korrelationen (Pearson) zwischen dem Gesamtwert des SPAI und den Gesamtwert des PPI-R sowie einigen Subskalen nach Geschlechtern getrennt.....	110
Tabelle 5:	Mittelwerte und Standardabweichungen des FEEL-Tests, SPAI, MWT-B, PPI-R und MET über die Gesamtstichprobe und drei Teilstichproben (Gewaltstraftäter, Qualifikationskurs und Sexualstraftäter).....	125
Tabelle 6:	Prozentsätze (%) der richtig erkannten Emotionen (Angst, Freude, Überraschung, Ekel, Trauer und Ärger) für die Gruppe der Straftäter und die Kontrollstichprobe.....	128
Tabelle 7:	Mittelwerte und Standardabweichungen der richtig erkannten Emotionen des FEEL-Tests für den Qualifikationskurs und die Sexualstraftäter.....	129

Tabelle 8:	Signifikante bivariate Korrelationen (Pearson) zwischen den Valenzen des MET (negativ emotionale Empathie direkt, negativ emotionale Empathie indirekt, positiv emotionale Empathie direkt und positiv emotionale Empathie indirekt) und dem Gesamtwert des FEEL-Tests sowie korrekt erkannten Emotionen im Qualifikationskurs.....	130
Tabelle 9:	Signifikante bivariate Korrelationen (Pearson) zwischen der Valenz der positiv kognitiven Empathie des MET und dem Gesamtwert des FEEL-Tests sowie korrekt erkannten Emotionen in der Gruppe der Sexualstraftäter.....	131
Tabelle 10:	Lineare Regression: Vorhersage des Kriteriums positiv kognitive Empathie durch den Prädiktor richtige Antworten Trauer.....	131
Tabelle 11:	Bivariate Korrelationen (Pearson) zwischen Psychopathie und signifikanten Valenzen der Empathie in der Gesamtstichprobe.....	134
Tabelle 12:	Bivariate Korrelationen (Pearson) zwischen Psychopathie und signifikanten Valenzen der Empathie in den Teilstichproben.....	135
Tabelle 13:	Bivariate Korrelationen (Pearson) zwischen dem Gesamtwert des SPAI und dem Gesamtwert des PPI-R sowie einigen Subskalen für die Teilstichproben der Gewaltstraftäter.....	136
Tabelle 14:	Schrittweise multiple Regression: Vorhersage des Kriteriums Soziale Ängstlichkeit durch die Prädiktoren Furchtlose Dominanz und Schuldexternalisierung.....	137
Tabelle 15:	Bivariate Korrelationen (Pearson) zwischen dem Gesamtwert des SPAI und signifikanten Variablen für die Teilstichprobe des Qualifikationskurses.....	137
Tabelle 16:	Schrittweise multiple Regression: Vorhersage des Kriteriums Soziale Ängstlichkeit durch die Prädiktoren Gesamtwert FEEL-Test, Impulsive Antisozialität und Furchtlosigkeit.....	138

Tabelle 17:	Mittelwerte und Standardabweichungen des FEEL-Tests, SPAI, MWT-B, PPI-R und MET über die Gesamtstichprobe, die sozial phobische Teilstichprobe und die Kontrollgruppe	153
Tabelle 18:	Prozentsätze (%) der richtig erkannten Emotionen (Angst, Freude, Überraschung, Ekel, Trauer und Ärger) über alle Patienten sowie die Teilstichprobe sozial phobischer Patienten und eine gesunde Vergleichsgruppe.....	155
Tabelle 19:	Mittelwerte und Standardabweichungen der richtig erkannten Emo-tionen des FEEL-Tests (Angst, Freude, Überraschung, Ekel, Trauer und Ärger) für die Patientenstichprobe und die Kontrollstichprobe.....	157
Tabelle 20:	Bivariate Korrelationen (Pearson) zwischen sozialer Ängstlichkeit und signifikanten Valenzen der Empathie in der sozial phobischen Teilstichprobe	160
Tabelle 21:	Schrittweise multiple Regression: Vorhersage des Kriteriums Soziale Ängstlichkeit (SPAI) durch die Prädiktoren Sozialer Einfluss und Stressimmunität (PPI-R).....	161
Tabelle 22:	Bivariate Korrelationen (Pearson) zwischen dem Gesamtwert des SPAI und dem Gesamtwert des PPI-R, dem Faktor Furchtlose Dominanz sowie den Subskalen Schuldexternalisierung, Rebellische Risikofreude, Stressimmunität und Sozialer Einfluss für die sozial phobische Teilstichprobe	161
Tabelle 23:	Schrittweise multiple Regression: Vorhersage des Kriteriums Soziale Ängstlichkeit durch die Prädiktoren Furchtlose Dominanz und Schuldexternalisierung	162

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Modell Emotionaler Kompetenz nach Rindermann	37
Abbildung 2:	Modell der emotionalen Kompetenz nach Berking (2010)	38
Abbildung 3:	Kognitives Modell der sozialen Phobie nach Clark und Wells (1995)	83
Abbildung 4:	Vereinfachtes Vulnerabilitätsmodell zur sozialen Phobie	84
Abbildung 5:	Signifikante Mittelwertsunterschiede zwischen dem Gesamtwert des PPI-R und den Subskalen Rebellische Risikofreude, Sorglose Planlosigkeit und Unaufrichtige Beantwortung zwischen Männern und Frauen	111
Abbildung 6:	Signifikante Mittelwertsunterschiede zwischen dem Gesamtwert des PPI-R und den Subskalen Rebellische Risikofreude, Kalthertzigkeit und Machiavellistischer Egoismus zwischen den Darbietungsarten	113
Abbildung 7:	Anzahl der Probanden je Teilstichprobe	121
Abbildung 8:	Prozentuale Verteilung der Strafdelikte über alle Probanden	122
Abbildung 9:	Signifikante beziehungsweise tendenziell signifikante Mittelwertsunterschiede zwischen den Subskalen Stressimmunität und Unaufrichtige Beantwortung des PPI-R zwischen den Teilstichproben	127

Abbildung 10:	Mittelwertsunterschiede zwischen der negativ kognitiven Empathie und der positiv kognitiven Empathie für die Gesamtstichprobe sowie die drei Teilstichproben.....	133
Abbildung 11:	Altersverteilung in der Stichprobe.....	149
Abbildung 12:	Anzahl der Schul- und Ausbildungsjahre.....	150
Abbildung 13:	Mittelwertsunterschiede zwischen der negativ kognitiven Empathie und der positiv kognitiven Empathie (MET) über alle Patienten sowie die Teilstichprobe der sozial phobischen Patienten.....	159
Abbildung 14:	Mittelwertsunterschiede im Gesamtwert des SPAI für die Gesamtstichprobe der Straftäter, die Kontrollprobanden und die sozial ängstlichen Personen.....	170
Abbildung 15:	Vergleich der Mittelwerte des Gesamtwertes des PPI-R sowie den beiden Faktoren Furchtlose Dominanz und Impulsive Antisozialität für die Gesamtstichprobe der Straftäter, die Kontrollgruppe und die sozial ängstlichen Personen.....	171
Abbildung 16:	Vergleich der Mittelwerte des Gesamtwertes des PPI-R sowie den beiden Faktoren Furchtlose Dominanz und Impulsive Antisozialität zwischen den drei Straftätergruppe und der Teilstichprobe der sozial phobischen Patienten.....	172
Abbildung 17:	Vergleich der Mittelwerte des Gesamtwertes des PPI-R sowie den beiden Faktoren Furchtlose Dominanz und Impulsive Antisozialität zwischen den Sexualstraftätern und der Teilstichprobe der sozial phobischen Patienten.....	174

Abkürzungsverzeichnis

α	Cronbach's Alpha
B	unstandardisiertes Partialgewicht des Prädiktors (b)
Beta	standardisiertes Partialgewicht des Prädiktors (β)
bzw.	beziehungsweise
d	Cohen's d, Effektgröße (t-Test)
df	Anzahl der Freiheitsgrade
Ed., Eds.	editor(s), Herausgeber
η^2	Eta-Quadrat, Effektgröße (Varianzaufklärung)
Hrsg., hrsg.	Herausgeber, herausgegeben
M	Mittelwert
N, n	Stichprobengröße
n.s.	nicht signifikant
p	Signifikanzniveau
Pbn.	Probanden
%	Prozent, prozentuale Angabe
r	Korrelationskoeffizient, Effektstärke für Cohen's d
R^2	Determinationskoeffizient
SD	Standardabweichung
SE B	Standardfehler des Partialgewichts des Prädiktors
vgl.	vergleiche, siehe zum Vergleich
Vol.	Volume, Band
vs.	versus
*	$p < .05$
**	$p < .01$
***	$p < .001$
z.B.	zum Beispiel

1 Einleitung und Überblick

"If I wish to find out how wise, or how stupid, or how good or how wicked any one is, or what his thoughts are at the moment, I would fashion the expression of my face, as accurately as possible, in accordance with the expression of his, and then wait to see what thoughts or sentiments arise in my mind or heart, as if to match or correspond with the expression." (Edgar Allen Poe, *The Purloined Letter*, 1844/1984, S. 132)

Persönlichkeitseigenschaften und soziale Kompetenzen erlauben dem Menschen in der Regel, sich an seine Umwelt anzupassen, zu wachsen und zu reifen und seinen Alltag zu meistern. Aufgrund eines unflexiblen und charakteristischen Persönlichkeitsstils, sind manche Menschen nicht in der Lage, sich an die Bedingungen und Veränderungen, die das Leben an sie stellt, anzupassen oder ihr Leben selbst zu gestalten. Im Extrem entwickeln diese Menschen anstelle eines flexiblen, anpassungsfähigen Persönlichkeitsstils eine Persönlichkeitsstörung. Zeigt sich dabei insbesondere eine große Diskrepanz zwischen dem Verhalten der Person und den allgemein vorherrschenden Regeln und Normen, sowie eine Missachtung und Verletzung der Rechte anderer Personen, so wird dies als antisoziale oder dissoziale Persönlichkeitsstörung bezeichnet. In diesem Kontext hielt in den vergangenen Jahren, der im amerikanischen Sprachraum geprägte Terminus „Psychopathy“ wieder verstärkt Einzug im deutschsprachigen Raum und ersetzt häufig den stigmatisierten und ambivalenten deutschsprachigen Begriff Psychopathie.

Die gesellschaftliche Relevanz und Aktualität der Erforschung dieser Persönlichkeitsstörung wird insbesondere durch Nachrichten und Medienberichte in Zeitungen, Hörfunk und Fernsehen deutlich, indem beinahe täglich über Gewaltverbrechen, Vergewaltigungen, Finanzskandale, Betrug und Terrorismus oder gar Verletzungen des öffentlichen Vertrauens berichtet wird. Wie die Auflistung impliziert ist das Ausmaß der „Psychopathy“ sehr weitreichend, wobei die Grundlage nach Hare (2005) immer dieselbe ist: „ein zutiefst beunruhigendes Desinteresse an den Schmerzen und Leiden ihrer Mitmenschen, kurzum: das völlige Fehlen von Mitgefühl, der Voraussetzung für Liebe“ (Hare, 2005, S. 5).

Im Gegensatz zu Menschen die unter einer antisozialen Persönlichkeitsstörung leiden, macht sich die selbstunsichere Persönlichkeitsstörung durch Probleme bei der Kontaktaufnahme mit anderen Menschen bemerkbar. Die Betroffenen haben Schwierigkeiten, mit anderen in Kontakt zu treten oder Beziehungen

aufzunehmen und diese aufrechtzuerhalten, weshalb sie sich aus sämtlichen Bereichen des sozialen Lebens zurückziehen. Diese Menschen leiden häufig an sozialer Ängstlichkeit im nicht-pathologischen oder gar an einer sozialen Phobie im klinisch auffälligen Sinne. Die soziale Ängstlichkeit äußert sich in sozialen Situationen mit physiologischen Beschwerden wie Erröten, Zittern, Herzrasen oder Übelkeit und stellt für die Betroffenen eine enorme Belastung dar. Das Vermeidungsverhalten von sozialen Situationen führt meist dazu, dass sich die betroffenen Personen auch von Freunden und Bekannten immer stärker abwenden und letztlich zu Außenseitern und Einzelgängern in der Gesellschaft werden. Als eine der häufigsten psychischen Erkrankungen, an der nach aktuellen Angaben bereits jeder achte Jugendliche zwischen 14 und 20 Jahren in Deutschland leidet, gerät auch die soziale Phobie zunehmend in das Interesse der Öffentlichkeit (Die Welt, 20.09.2011).

Emotion und Empathie wurden in den vergangenen Jahren wieder zu prominenten Begriffen vieler wissenschaftlicher Disziplinen. In der vorliegenden Dissertationsschrift rückt die psychologische Sichtweise in den Mittelpunkt. Thema des Promotionsprojektes sind emotionale Defizite und Empathiefähigkeit bei psychopathischen und sozial ängstlichen Menschen. Vorhandene Befunde der empirischen Emotions- beziehungsweise Empathieforschung im Hinblick auf Psychopathie (Mitchell & Blair, 2000; Soderstrom, 2003, Blair, 2008a und 2008b; Wilson, Juodis & Porter, 2011) und soziale Ängstlichkeit (Richards, French, Calder, Webb, Fox & Young, 2002; Shamay-Tsoory, 2009; Bell, Bourke, Colhoun, Carter, Frampton & Porter, 2011) werden reflektiert und in die Studien integriert. Von den vorab erwähnten Schwierigkeiten, die bei Menschen mit Psychopathie und sozialer Ängstlichkeit in sozialen Situationen zu Tage treten, sind insbesondere emotionale Fertigkeiten – wie zum Beispiel das Erkennen von Emotionen bei anderen Personen – stark beeinträchtigt. Darüber hinaus ist in diesem Kontext die Fähigkeit, mit anderen Personen mitzufühlen oder deren Perspektive einzunehmen von Bedeutung. Der einleitend zitierte Satz aus der Erzählung, „The purloined letter“ von Edgar Allan Poe (1844/1984) verdeutlicht den Zusammenhang von Emotionserkennung und Empathiefähigkeit: Um die Sichtweise einer anderen Person einnehmen zu können, ihre Gedanken und Gefühle zu verstehen oder Mitgefühl für sie zu entwickeln, ist die Fähigkeit, deren emotionalen Gesichtsausdruck korrekt zu identifizieren unabdingbar, um diesen daraufhin zu imitieren und davon ausgehend stellvertretend mit der Person „mitzuerleben“.

Das Ziel des vorliegenden Dissertationsprojektes ist, die bislang wenig untersuchte Fähigkeit zur Empathie und Emotionserkennung sowie deren Relation zueinander bei Menschen mit Psychopathie und sozialer Ängstlichkeit näher zu beleuchten. Ausgehend vom bisherigen Stand der Forschung werden die beiden

Komponenten der Empathie, die affektive und die kognitive Komponente, sowie die Emotionserkennung separat erhoben. Zudem wird bei der Erfassung der Empathie erstmalig in diesem Kontext ein computergestütztes und bild-basiertes Diagnoseinstrument eingesetzt, das durch seinen stärkeren Bezug zu realen Situationen, umfassendere und präzisere Aussagen zulässt als einfache Papier-Fragebögen.

Die vorliegende Untersuchung, die in drei separate Studien gegliedert, im universitären Kontext, in einer Justizvollzugsanstalt, in der psychiatrischen Abteilung eines Klinikums sowie in einer Selbsthilfegruppe durchgeführt wurde, behandelt Fragen nach emotionalen Defiziten und Empathiefähigkeit bei psychopathischen und sozial ängstlichen Menschen die in Alltagssituationen aufgeworfen werden. Empirisch wird erforscht, welche Zusammenhänge und Unterschiede zwischen psychopathischen und sozial ängstlichen Menschen bestehen. Kollationierend werden Auswirkungen dieser Störungsbilder auf die Emotionserkennung und Empathiefähigkeit untersucht. Die Beziehung zwischen Psychopathie und sozialer Ängstlichkeit bei gesunden Menschen – im Sinne von pathologisch unauffällig - wird kontrastierend überprüft. Auf den empirischen Ergebnissen der Studie beruhend, können Empfehlungen für Justizvollzugsanstalten, Kliniken, betroffene Angehörige sowie Therapeuten, Psychologen und Ärzte abgeleitet werden.

Überblick über die Struktur der Arbeit

Die Arbeit gliedert sich wie folgt. Im ersten, theoretischen Teil werden die Begriffe Emotion, Empathie, Psychopathie und soziale Ängstlichkeit implementiert, von verwandten Begrifflichkeiten abgegrenzt und Ansätze zu deren Erforschung vorgestellt und diskutiert. Auf dieser Grundlage werden Forschungsdesiderate abgeleitet, die in den zu untersuchenden Fragestellungen münden. Daraufhin erfolgt die Entwicklung und Vorstellung des eigenen Untersuchungsansatzes.

In einem zweiten Abschnitt wird die Umsetzung der empirischen Überprüfung der Forschungsdesiderate mit Hilfe von Fragebögen und bild-basierten Instrumenten behandelt.

Die Umsetzung des empirischen Teils der Arbeit erfolgt in drei separaten Studien. Für jede Studie werden die Methoden vorgestellt und die jeweiligen Ergebnisse dokumentiert und diskutiert. Danach erfolgt eine Gegenüberstellung der Ergebnisse aus Studie zwei und drei.

Im dritten Abschnitt werden einleitend die wesentlichen Linien der Studien zusammengefasst. Abschließend folgen eine kritische Gesamtdiskussion, welche

die Ergebnisse der einzelnen Studien der Arbeit umfasst sowie die Formulierung möglicher Implikationen der Befunde für die weitere Forschung und die Interventionspraxis.

2 Theoretischer Hintergrund

In diesem Teil wird die für die vorliegende Arbeit relevante Forschung eingeleitet und unter Berücksichtigung der Theorie und Empirie werden Fragestellungen generiert. Dazu werden zunächst in Abschnitt 2.1 die Konstrukte Emotion und emotionale Kompetenz eingeführt, sowie die Bedeutung der Emotionserkennung im Hinblick auf mögliche Defizite diskutiert. Folgend werden in Abschnitt 2.2 die Entwicklung der Empathieforschung, mögliche Einflussgrößen und von Empathie abzugrenzende Begriffe aufgezeigt sowie Probleme der Operationalisierung angesprochen. In Abschnitt 2.3 erfolgt eine Darstellung der Entwicklung der Psychopathie-Forschung in der Psychologie. Weiter wird das klinische Störungsbild und daraus resultierende Defizite in Bezug auf Emotionen und Empathie beschrieben. Soziale Ängstlichkeit sowie ihre Ausprägung als soziale Phobie im pathologischen Sinne und daraus resultierende Konsequenzen werden in Abschnitt 2.4 erläutert. Dieser schließt mit einer Gegenüberstellung der beiden Persönlichkeitsmerkmale Psychopathie und sozialer Ängstlichkeit ab. Eine zusammenfassende Bewertung des aktuellen Standes psychologischer Forschung mündet in Abschnitt 2.5 in für diese Arbeit relevante Forschungsdesiderate.

2.1 Emotionen

Emotionen bestimmen unser individuelles Erleben und Verhalten. Sie beeinflussen dabei Wahrnehmung, Erinnerung, Aufgabenbewältigung, Urteilen und Problemlösen sowie zahlreiche weitere Aspekte. Darüber hinaus spielen sie eine bedeutende Rolle bei alltäglichen Begegnungen (Rimé, Finkenauer, Luminet, Zech & Philippot, 1998), der Aufnahme und Aufrechterhaltung sozialer Beziehungen (Gottman, 1993), altruistischem Verhalten (Davis, 1994) und bei Einstellungsänderung (Breckler, 1993). Weitere Gebiete, für die Emotionen eine große Relevanz besitzen, sind Gruppendynamik (Barsade & Gibson, 1998) und Kollektivverhalten (Levenson & Ruef, 1997). Auch in sozialen Interaktionen sind Emotionen nicht wegzudenken und bilden laut Merten (2003) die Grundlage sozialer Austauschprozesse, indem sie die Verhaltensweise zwischen einzelnen und mehreren Personen regulieren (Merten, 2003). Weiterhin sind auch Empathiefähig-

keit und emotionale Perspektivenübernahme davon abhängig, ob und wie Emotionen wahrgenommen werden können (vgl. Kapitel 2.2).

Dieser Abschnitt skizziert zunächst die historische Entwicklung des Konstrukts Emotion sowie die Frage deren Universalität (Kapitel 2.1.1). Darauf aufbauend werden verschiedene Emotionstheorien und -modelle beschrieben (2.1.2) und die Konstrukte der emotionalen Kompetenz (2.1.3) und der emotionalen Intelligenz (2.1.4) eingeführt. Anschließend werden mögliche Geschlechtereffekte aufgezeigt (2.1.5). Den Abschluss dieses Abschnitts bildet die Erläuterung der Emotionserkennung (2.1.6).

2.1.1 Beschreibung und Entwicklung des Konstrukts „Emotion“

Seit ihrer Geburtsstunde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschäftigt sich die Psychologie in ihren unterschiedlichen Disziplinen mit der Erforschung und Beschreibung von „Emotionen“ und versucht diese von anderen, häufig synonym verwendeten Begrifflichkeiten wie beispielsweise Affekt, Gefühl oder Stimmung abzugrenzen. Im Gegensatz zu diesen kann der Begriff „Emotion“ zu einer „umfassenden Beschreibung emotionaler Prozesse benutzt werden“ (Merten, 2003, S. 12). So wird der im deutschen Sprachgebrauch eher selten verwendete Begriff Affekt (*affect*) meist als übergeordnete Bezeichnung emotionaler Prozesse oder Synonym für Emotion verstanden (Otto, Euler & Mandl, 2000; Merten, 2003). „Gefühl“ (*feeling*) hingegen betont die subjektive Wahrnehmung beziehungsweise Erlebensqualität und kann als engfasste Definition von Emotion betrachtet werden (Otto et al., 2000; Merten, 2003). „Stimmung“ (*mood*) unterscheidet sich von Emotion durch eine geringer ausgeprägte Intensität und Objektbezogenheit sowie eine längere Dauer, die mit mittel- oder langfristigen emotionalen Veränderungen einhergeht.

Emotionen konstituieren drei grundlegende Funktionsbereiche des Menschen: subjektives Erleben, körperliche Homöostase und Anpassung sowie soziale Kommunikation (Margarf & Müller Spahn, 2009). Ihre Kategorisierung erfolgt entweder nach ihrem Auftreten oder nach ihrer Funktion: Bezogen auf das Auftreten werden *primäre* und *sekundäre* Emotionen unterschieden. Die *primäre Emotion* meint die direkte Reaktion auf ein Ereignis für die unter anderem im Gesichtsausdruck feste Programme identifiziert werden können und für die nach Ekman (1980, 1992a, 1992b) sechs Basisemotionen (Angst, Ekel, Freude, Wut, Überraschung und Trauer) differenziert werden. Die *sekundäre Emotion* folgt auf die *primäre*, wenn zum Beispiel aus Wut Ärger wird, oder ist aus diesen zusammengesetzt. Die funktionale Unterteilung unterscheidet hingegen zwischen hilf-

reichen, adaptiven und behindernden, maladaptiven Emotionen (Margraf & Müller-Spahn, 2009).

In der Literatur existieren unzählige Definitionen, die von der vorherrschenden theoretischen Sichtweise begründet sind und jeweils nur einige Aspekte des umfassenden Konstrukts, Emotion, beschreiben. Obwohl Menschen sich seit Jahrhunderten mit dem Begriff „Emotionen“ befassen, konnte bis heute keine allgemein gültige Definition gefunden werden. Als erste unternahmen James (1884) und Lange (1885) den Versuch, Emotionen genauer zu fassen (James, 1884/1968). Auch die Unterscheidung von Kleinginna und Kleinginna (1981) unterstreicht die Komplexität des Konstrukts, indem die Autoren je nach Kontext zwischen elf verschiedenen Emotionsdefinitionen differenzieren.

Als Konsens vieler Definitionen kann festgehalten werden, dass der Emotionsbegriff ein mehrdimensionales Konzept darstellt, das die sechs nachstehenden Komponenten enthält (Goschke & Dreisbach, 2011):

- die kognitive Komponente (kognitive Bewertung von Reizgegebenheiten und Situationen),
- die physiologische Komponente (körperliche (peripher-physiologische) Reaktionen),
- die expressive Komponente (Ausdrucksverhalten),
- die motivationale Komponente (Handlungsbereitschaft),
- die zentralnervöse Komponente (zentralnervöse Prozesse) und
- die Erlebenskomponente (subjektives Erleben).

Um das Problem einer einheitlichen Definition zu umgehen, arbeitet die Forschung, je nach Gegenstand des Forschungsinteresses, mit Arbeitsdefinitionen. So schlägt beispielsweise Scherer (2003) für das Emotionskonstrukt folgende kurzgefasste Arbeitsdefinition vor. Emotion ist

„ein hypothetisches Konstrukt [ist], das den Vorgang der Reaktion eines Organismus auf bedeutsame Ereignisse bezeichnet“ (Scherer, 2003; zitiert nach Scherer in Stroebe et al., 2003, S. 166).

Für die Klinische Psychologie sind Störungen des emotionalen Erlebens und Verhaltens von großer Bedeutung, da sie bei nahezu allen psychischen Störungsbildern eine entscheidende Rolle spielen. Beispielhaft anzuführen sind an dieser Stelle vor allem die Angststörungen und affektiven Störungen (Margraf & Müller-Spahn, 2009).

Ausgehend von den oben erwähnten Komponenten anhand derer Emotionen beschrieben werden können, gehen Goschke und Dreisbach (2011) von nachste-

hender, an der Biologischen und Klinischen Psychologie orientierten, Arbeitsdefinition von Emotionen aus:

„Emotionen sind psychophysische Reaktionsmuster, die auf mehr oder weniger komplexen Bewertungen einer Reizsituation beruhen, die mit einer Reihe peripherer physiologischer Veränderungen sowie der Aktivierung bestimmter zentralnervöser Systeme einhergehen, zu bestimmten Klassen von Verhalten motivieren, sich in spezifischer Mimik und Körperhaltung ausdrücken können und häufig (aber nicht notwendig) mit einer subjektiven Erlebnisqualität verbunden sind“ (Goschke & Dreisbach, 2011; zitiert nach Goschke & Dreisbach in Wittchen & Hoyer, 2011, S. 109).

Meyer, Reisenzein und Schützwohl (2001) postulieren eine sehr allgemein gehaltene Arbeitsdefinition, damit diese „für Emotionsforscherinnen und Emotionsforscher mit unterschiedlichen theoretischen Überzeugungen akzeptabel und deshalb möglichst unkontrovers ist“ (Meyer, Reisenzein & Schützwohl, 2001, S. 23):

- Emotionen sind zeitlich datierte, konkrete Vorkommnisse von zum Beispiel Freude, Traurigkeit, Ärger, Angst, Eifersucht, Stolz, Überraschung, Mitleid, Scham, Schuld, Neid, Enttäuschung, Erleichterung sowie weiterer Arten von psychischen Zuständen, die den genannten genügend ähnlich sind.
- Diese Phänomene haben folgende Merkmale gemeinsam:
 - a) Sie sind aktuelle psychische Zustände von Personen.
 - b) Sie haben eine bestimmte Qualität, Intensität und Dauer.
 - c) Sie sind in der Regel objektgerichtet.
 - d) Personen, die sich in einem dieser Zustände befinden, haben normalerweise ein charakteristisches Erleben (Erlebnisaspekt von Emotionen), und häufig treten auch bestimmte physiologische Veränderungen (physiologischer Aspekt von Emotionen) und Verhaltensweisen (Verhaltensaspekt von Emotionen) auf.

Lange Zeit konnte die Wissenschaft auf die Frage, ob universell erworbene Bewertungskriterien emotionsauslösender Situationen und des Erlebens von Emotionen existieren (zum Beispiel Ekman, Sorenson & Friesen, 1969; Izard, 1971; Ekman, 1972), oder ob diese vielmehr von Zielen, Werten und Normen der jeweiligen Kulturen abhängen (vgl. Wallbott & Scherer, 1995; Mesquita, Frijda & Scherer, 1997), keine befriedigende Antwort geben. Ausgehend von dem Standpunkt, Emotionen seien sozial erlernbar und deshalb von Kultur zu Kultur verschieden, konnte Paul Ekman (vgl. 1999a, 2010), ein Pionier auf dem Gebiet der Erforschung von Gesichtsausdrücken, in kulturübergreifenden Studien die Universalität emotionaler Gesichtsausdrücke nachweisen. Das bedeutet, dass bestimmte Emotionen von Angehörigen unterschiedlicher Kulturkreise universell

gezeigt und als Emotion erkannt werden können (Ekman, 2010). Ekman (1980, 1992a, 1992b, 1999a) bezeichnet diese Emotionen als *Basisemotionen* und postuliert in diesem Kontext nachfolgend aufgelistete Grundannahmen:

- Emotionen unterscheiden sich nicht nur in ihrer Intensität und ihrem Maß wie angenehm bzw. unangenehm sie sind, sondern auch in Bewertungen, vorausgehenden Ereignissen, Verhaltensreaktionen und ihrer Physiologie.
- Emotionen entwickelten sich in der Evolution, um ein Anpassen an die elementaren Lebensbedingungen zu ermöglichen, welches ein Überleben sichert. Im Laufe der Evolution hat sich in einer Situation das Reagieren mit einer bestimmten Emotion als zielführender denn andere Reaktionen erwiesen.
- Emotionen dienen zwar sozialen Zwecken und machen es möglich, den Organismus so zu mobilisieren, dass er möglichst rasch geeignet auf interpersonelle Begegnungen reagieren kann, grundsätzlich treten diese aber auch auf, wenn der Mensch alleine ist und kein sozialer Nutzen daraus zu ziehen ist.

Die Frage, wie viele Emotionen und welche zu den sogenannten Basisemotionen zählen, ist in der Literatur umstritten. So geht Izard (1994) von zehn Basisemotionen aus; Ekman (1999b) hingegen von sechs beziehungsweise sieben: Angst, Freude, Überraschung, Ekel, Ärger, Trauer und Verachtung. Da Verachtung häufig nicht eindeutig als eigenständiger emotionaler Gesichtsausdruck, sondern als eine spezielle Form von Ekel oder Ärger oder aber eine Mischung aus beiden angesehen wird (beispielsweise Plutchik, 2002), bezieht sich das verwendete Messinstrument und damit die Studien (vgl. Kapitel 3) der vorliegenden Arbeit auf die sechs erst genannten Basisemotionen.

Additiv zu kulturellen, ethnischen und nationalen Unterschieden lassen sich auch zwischen den Angehörigen einer Kultur, einer ethnischen Gruppe oder einer Nation Differenzen in der Bewertung von Emotionen finden (Biehl, Matsumoto, Ekman, Hearn, Heider, Kudoh & Ton, 1997; Scherer, 2003). Diese können durch Merkmale wie soziale Schicht, Generation oder politische Orientierung, die ihrerseits Werte, Normen und Ziele beeinflussen, erklärt werden (Scherer, 2003). In diesem Zusammenhang merken Markus und Kitayama (1994) an, dass die Wertesysteme einer Kultur die Organisation des Selbst beeinflussen können. Die kulturelle Variabilität ist jedoch nicht nur auf die Bewertung von Emotionen beschränkt, sondern erstreckt sich auf deren Bezeichnung sowie die Regulation von Gefühlszuständen (Scherer, 2003).

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass Emotion ein komplexes, nur schwer zu fassendes Konstrukt darstellt, das die Wissenschaft seit mehr als 100

Jahren beschäftigt. Ein großer Meilenstein gelang dabei Paul Ekman, der eine kulturübergreifende Universalität gewisser Basisemotionen entdecken konnte, was einen wichtigen Anhaltspunkt für die heutige Emotionsforschung darstellt.

2.1.2 Emotionstheorien und Emotionsmodelle

Im vorigen Abschnitt wurde die Beschaffenheit und die Entwicklung des Konstrukts „Emotion“ erklärt. Nachfolgend werden aus der großen Vielzahl der Emotionstheorien und Emotionsmodelle, die in der vorliegenden Arbeit aus ökonomischen Gründen nicht alle näher angeführt werden können, einige ausgewählte Theorien dargestellt, die in der Erläuterung neurobiologischer Emotionsmodelle enden.

Die klassisch-behavioristische Emotionstheorie

Der Hauptvertreter der klassisch-behavioristischen Emotionstheorie ist John Watson (1919). Er definiert Emotion als ein *intersubjektives Reaktionsmuster, das durch bestimmte Umweltgegebenheiten (Reize) verlässlich ausgelöst werden kann* (Watson, 1919). Nach dieser Definition haben Emotionen nicht die Funktion sich effektiv mit der Umgebung auseinanderzusetzen, sondern werden als Störvariablen organisierter Aktivität angesehen. Dabei werden die Emotionen (zum Beispiel Furcht oder Wut) zwar durchaus erlebt, jedoch durch Lernerfahrungen im Laufe des Lebens modifiziert, so dass Emotionen in ihrer „Reinform“ nur noch beim Säugling beobachtbar sind. Watson (1919) nannte diese Emotionen Kernemotionen und fand in Experimenten mit vielen Hundert Säuglingen ungelernte emotionale Reaktionsmuster für die Emotionen Furcht, Wut und Liebe. Die Komplexität der emotionalen Reaktionen ist – wie später herausgefunden wurde – auf den Einfluss der Umgebungsfaktoren zurückzuführen und stellt folglich eine konditionierte emotionale Reaktion im klassischen Sinne dar.

Kognitiv-physiologische Emotionstheorien

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts stellten William James (1884) und Carl Lange (1885) eine kognitiv-physiologische Theorie der Emotionen auf, die später unter dem Begriff *James-Lange-Theorie* populär wurde. Sie gingen dabei von der Alltagsauffassung aus, die bei Emotionen auftretenden körperlichen Veränderungen sind Folgen des Erlebens der Emotion. Diese Auffassung bedeutet im

Umkehrschluss, dass körperliche Veränderungen Emotionen vorangehen und diese letztlich nichts anderes als das Empfinden körperlicher Veränderungen darstellen. James (1884) zog daraus die Konklusion, viszerale Reaktionen (zum Beispiel Herze, Lunge oder Magen) sind für das Entstehen von Emotionen verantwortlich. Lange (1885) sah diese Verantwortung in vasomotorischen Reaktionen (Erweiterung beziehungsweise Verengung der Blutgefäße). Gemäß der Theorie von James (1884) sind Emotionen eng mit Instinkten verwandt und die bloße Wahrnehmung einer erregenden Tatsache kann hinreichende Bedingung für das Auftreten körperlicher Veränderungen sein, die reflexartig, ohne geistige Prozesse, ablaufen. Diese körperlichen Veränderungen sind emotionspezifisch und werden von uns in differenzierter Weise bewusst erlebt. Somit verkörpert das bewusste Erleben der körperlichen Veränderungen die Emotion. Emotionen können sich wiederum unterschiedlich anfühlen, weil ihnen unterschiedliche emotionspezifische Muster körperlicher Veränderungen zugrunde liegen. So sprechen Symptome wie eine erhöhte Herzrate, flacher Atem, Zittern der Lippen und Gänsehaut für die Emotion Furcht. Eine grundlegende Voraussetzung der Theorie ist, dass Personen auch in der Lage sind, diese körperlichen Reaktionen wahrzunehmen.

Eine weitere kognitiv-physiologische Theorie ist die *Zwei-Faktoren-Theorie* der Emotion von Schachter (1964; 1971). Diese stellt nach ihrem Erscheinen, rund 20 Jahre lang, die einflussreichste Emotionstheorie dar. Die Grundlage für emotionales Erleben bilden hierbei zwei Faktoren: (1) Kognition und (2) (wahrgenommene) physiologische Erregung. Kognition meint die emotionsrelevante Interpretation bzw. Bewertung der Situation durch die Person sowie die Überzeugung der Person, dass die wahrgenommene Erregung durch eine emotionsrelevante Situation verursacht wurde (Kausalattribution). Unter physiologischer Erregung ist die erhöhte Aktivität des sympathischen Nervensystems (erhöhte Herzrate, tiefere und schnellere Atmung, erweiterte Pupillen, erwärmtes Gesicht) zu verstehen. Eine erregungsauslösende Situation führt gemäß der Theorie (Schachter, 1964; 1971) zur Kognition über die Situation, wobei die physiologische Erregung die Intensität der Emotion bestimmt. Ob bei Erregung eine Emotion entsteht und welche dies sein wird, hängt von der jeweiligen Kognition ab. Im Gegensatz zu der Theorie von James und Lange (1884/1885) ist das Empfinden körperlicher Erregung für das Erleben von Emotionen bei Schachter (1964) eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung.

Mit Blick auf die bislang geschilderten Theorien und Modelle ist entsprechend festzuhalten, dass die Qualität der Emotionen von der subjektiven Bewertung einer Situation, die Intensität hingegen von der physiologischen Erregung, die zumindest teilweise von Kognitionen beeinflusst wird, abhängt. Zudem ist für das Erleben einer Emotion die Attribution der Erregung auf eine emotionale

Ursache notwendig. Ein Kritikpunkt an der Zwei-Faktoren-Theorie ist die unpräzise Definition des Emotionsbegriffes. Nach Schachters Theorie (1964) ist unter Emotion zum einen ein *Komplex von Erregungsempfindungen und Kognitionen*, zum anderen ein *Bewusstseinszustand, der aus einer Integration dieser Komponenten hervorgeht*, zu verstehen. Weiterhin werden keine Angaben darüber gemacht, welche Kognitionen oder Einschätzungen zu ganz spezifischen Emotionen führen. Folgestudien zeigen, dass unerklärte Erregung nicht einfach in Abhängigkeit von dem Faktor Kognition beliebig in positive und negative Emotionen formbar ist und eher mit negativen Emotionen in Verbindung gebracht werden kann (z.B. Maslach, 1979). Zudem ist physiologische Erregung nicht zwingend notwendig für das Erleben von Emotionen (Reisenzein, 1983; Meyer et al., 2001). So konnte die Theorie trotz großer Aufmerksamkeit nicht empirisch überzeugend belegt werden. Dennoch gilt die Theorie als ein Meilenstein in der Emotionspsychologie, da sie die Bedeutsamkeit der Kognition für Emotionen verdeutlicht.

Die Emotionstheorie von Lazarus

Die 1991 formulierte Emotionstheorie von Richard Lazarus (Lazarus, 1991a) basiert auf seiner in den 60-er Jahren formulierten kognitiv-transaktionalen Stresstheorie (vgl. Lazarus, 1968), die Lazarus bereits damals als kognitive Emotionstheorie verstand. Berücksichtigung finden dabei nicht nur – wie bislang – Emotionsprozesse, sondern auch Emotionsstrukturen. Dabei geht Lazarus von der Annahme aus, Person-Umwelt-Beziehungen führten zu wiederkehrenden emotionalen Mustern einer Person, wobei der Emotionsprozess an sich für jede strukturell differenzierbare Emotion verschieden abläuft. Folglich konstruiert ein Individuum zu jeder Emotion eine bestimmte emotionale Bedeutung, die wiederum abhängig von seiner Umwelt ist. Die Ebene des Bewertungsprozesses ist nach Lazarus (1991a) molekular. Von ihr unterscheidet er die molare Ebene, auf der einzelne Emotionen sogenannten relationalen Kernthemen („core relational themes“) zugeordnet werden können. Zu den insgesamt 15 Kernthemen zählen beispielsweise Ärger, Schuld, Freude, Stolz oder Hoffnung. Abgeleitet werden die relationalen Kernthemen aus den Bewertungsprozessen seiner kognitiv-transaktionalen Stresstheorie anhand der *primären Einschätzungen (primary appraisal)*, der *sekundären Einschätzungen (secondary appraisal)* und der *Neueinschätzung (reappraisal)*. Das primäre Appraisal bezieht sich auf die Relevanz der Situation für die Person und die Beeinträchtigung von Zielen. Das sekundäre Appraisal überprüft die Folgen des Ereignisses, den Verursacher und die Möglichkeit auf die Folgen Einfluss zu nehmen. Im Anschluss an die primäre und sekundäre Einschätzung besteht die Möglichkeit, ein Reappraisal, das heißt, eine